Klaus Wolf, Daniela Reimer

# Belastungen und Ressourcen im biografischen Verlauf

## Zur Entwicklung von Pflegekindern

*Durch die Rekonstruktion des biografischen Erlebens von Pflegekindern werden Belastungen und Ressourcen im Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen untersucht. An kritischen Lebensereignissen und Wendepunkten, den Partizipationschancen, Netzwerkbeziehungen und Machtbalancen werden besondere Belastungen, die Pflegekinder bewältigen müssen, und knappe Ressourcen, die zu einer erfolgreichen Bewältigung von Problemen und der Lösung von Entwicklungsaufgaben nötig sind, analysiert. Daraus werden Qualitätskriterien für professionelle Pflegekinderdienste abgeleitet. Der Text will einen Beitrag für eine erziehungswissenschaftliche Empirie zum Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen leisten.*

*The liabilities and resources involved in the process of growing up under difficult conditions are examined here by reconstructing biographical experiences of foster children. Special liabilities with which foster children must cope and the scarce resources needed for successfully mastering problems and handling developmental tasks are analyzed with reference to critical biographical events and turning points, chances of participation, network relationships, and balances of power. Qualitative criteria for professional foster care services are derived from this analysis. The text is intended to aid in the empirical educational study of growing up under problematic conditions.*

### *Einleitung*

Wir wissen sehr wenig darüber, wie Pflegekinder ihr Aufwachsen erleben und wie sie ihre Kindheit und Jugend hinsichtlich der Probleme, Belastungen und Risiken beschreiben und welche Konsequenzen sich daraus für ihre Entwicklungschancen – manchmal für die „psychosozialen Überlebenschancen" (Mollenhauer 1998: 41) – sowie die notwendigen Ressourcen ergeben. Zwar beanspruchen viele Akteure im Pflegekinderwesen, die Interessen der Kinder zu vertreten, die Kinder selbst kommen aber sowohl in der Praxis als auch in der Forschung nur selten zu Wort. Dabei können ihre Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, mit den Sozialen Diensten, in der Pflegefamilie und ggf. auf ihren weiteren Stationen interessante Einblicke

in Sozialisationsverläufe unter erschwerten Bedingungen eröffnen. Das ist für die Theoriebildung produktiv und liefert außerdem für die Qualitätsentwicklung der beteiligten Institutionen konkrete Kriterien für die Bewertung von gelungenen und misslungenen Prozessen.

Auf einer bundesweiten Fachtagung zum Pflegekinderwesen, die von uns, gemeinsam mit der IGFH, im September 2006 an der Universität Siegen durchgeführt wurde (www.pflegekindertagung2006.de), haben wir dafür plädiert, die zentralen konzeptionellen Leitideen im Pflegekinderwesen auf der Basis sorgfältiger empirischer Untersuchungen zu entwickeln und die bestehenden im Lichte der Untersuchungen zu überprüfen (Wolf 2006). Den Hintergrund dafür bilden unsere Beobachtungen aus der Praxis: Es werden beispielsweise sehr unterschiedliche Überzeugungen über die Bedeutung der Herkunftsfamilie oder die Trennung von Geschwisterkindern vertreten, und diese führen zu einer gänzlich unterschiedlichen Praxis manchmal benachbarter Pflegekinderdienste. Die jeweils eigenen Prinzipien werden dann oft ohne Selbstzweifel und Irritation durch die konträren Positionen andernorts als Glaubenssätze vertreten. Das interpretieren wir als Indikator für ein problematisch niedriges Niveau der Professionalisierung, da sich hier private Alltagstheorien zu fundamentalen Überzeugungen verdichten, die zwar Bekenntnisse hervorbringen, aber alle irritierenden wissenschaftlichen Untersuchungen ausblenden und die Lernfähigkeit der Organisation ruinieren.

Auch viele Veröffentlichungen zum Pflegekinderwesen in Deutschland folgen einem einfachen, polarisierenden Muster – etwa im Kampf um die wahre Lehre als Ersatz- oder Ergänzungsfamilie (Nienstedt/Westermann 1992, 2007; Westermann 1996; DJI 1987; Müller-Schlotmann 1998; Kötter 1994) –, das Relativierungen, Differenzierungen und schließlich Nachdenklichkeit verhindert. Die empirischen Untersuchungen werden dann nur soweit rezipiert, wie sie die eigenen Annahmen bestätigen oder gleich so angelegt, dass das gewünschte Ergebnis nicht verfehlt werden kann (z.B. Nowacki/Ertmer 2002; Nowacki 2007). Nachdem die Fruchtlosigkeit dieser Debatten inzwischen immer deutlicher gesehen wird und viele ihrer Kämpfer wohl auch müde geworden sind, ist die Zeit reif für eine Empirie, die breiter und grundlegender das Aufwachsen von Kindern, die eine Zeit ihrer Kindheit und Jugend in Pflegefamilien verbracht haben, erforscht. Eine realistische Wende auch im Pflegekinderwesen ist also möglich.

Während es eine Reihe von Untersuchungen zu Strukturfragen im Pflegekinderwesen gibt (z.B. Erzberger 2003; Blandow 1999, 2004; DJI 2007), besteht ein deutlicher Mangel im Wissen über Sozialisations- und Entwicklungsprozesse von Pflegekindern in einer längeren biografischen Perspektive. Lediglich die Untersuchungen von Gehres/Hildenbrand (2008) und Gehres (2005) bilden eine – allerdings bemerkenswerte – Ausnahme.

Bestärkt durch die Ergebnisse einer internationalen Forschungstagung vom Juni 2007 an der Universität Siegen haben wir eine Pilotstudie mit dem Thema „Aufwachsen in Pflegefamilien – aus der Perspektive der Pflegekinder betrachtet" durchgeführt. Durch ausführliche Interviews mit jungen Erwachsenen, die eine Zeit ihrer Kindheit oder Jugend in einer (oder mehreren) Pflegefamilien verbracht haben, wird ein breiter erziehungswissenschaftlicher Zugang zu den Lebens- und Lernfeldern, in denen diese Jungen und Mädchen mit einem rauen Start (rough start) und unter oft schwierigen Bedingungen ihre Probleme bewältigen und Entwicklungsaufgaben lösen (müssen), entwickelt. In ausführlichen, oft mehrstündigen narrativen Interviews erzählen sie ihre Erlebnisse und Erfahrungen. Die Interviews werden anschließend transkribiert, gründlich einzeln ausgewertet und schließlich miteinander verglichen.

Zunächst sollen die theoretischen Kriterien skizziert werden, die sich bei unserer Analyse der biografischen Erzählungen bewährt haben (2); anschließend stellen wir die Biografie eines unserer Interviewpartner ausführlicher vor (3). Seine Lebensgeschichte analysieren wir mit den theoretischen Kriterien (4) und illustrieren schließlich einige der daraus folgenden Konsequenzen (5).

## *2. Die theoretischen Zugänge zur Lebensgeschichte*

„Biografie entsteht", so A. Keil (1999: 78), „indem wir leben und uns leibhaftig entwickeln und Widerstand leisten, Zugriffe auf Zukunft wagen und gleichzeitig die Not, auf das Vorhandene zu antworten, aushalten." Die Basis, auf der unsere Analysen und Interpretationen aufbauen, sind die von uns angeregten autobiografischen Erzählungen der erwachsenen Interviewpartner: ihre Deutungen des Erlebten (vgl. Böttger 2001), ihre Aneignungsleistungen in konkreten gesellschaftlichen Verhältnissen (vgl. Hanses 2004: 2), ihre Darstellung der eigenen Lern- und Bildungsgeschichte (vgl. Marotzki 1990), die Sinnbildungsprozesse, in denen sie die Deutung ihres Lebenslaufes entwickeln (vgl. Sackmann/Winges 2001) sowie die Bedeutungszuschreibungen, mit denen sie auch Selbstvergewisserungsarbeit (Glinka 2001) leisten. Diese Konstruktions- und Rekonstruktionsleistung der Frauen und Männer, die immer in Lebensfeldern stattfinden, die z.B. durch Armut, aber auch durch die Interventionen Sozialer Dienste strukturiert sind, versuchen wir zunächst nachvollziehend zu verstehen. Wir bemühen uns um eine Gesprächssituation, in der sie ihre Version des eigenen Lebens so frei wie möglich entfalten können, lassen uns auf ihre Dramaturgie ein und folgen den subjektiven Relevanzsystemen. Nach der ersten Phase des narrativen Interviews mit der allgemeinen biografischen Erzählaufforderung bitten wir die Interviewpartner, auf einem Zeitstrahl – von der Geburt bis zum „Heute" – die wichtigsten Stationen einzuzeichnen. Dies löst fast immer intensive weitere Erzählungen aus und regt – in der dritten Phase – auch dazu an, explizite Deutungen und Erklärungen zu entwickeln.

Wichtig ist, dass der autobiografische Blick nicht auf die Zeit in der Pflegefamilie fokussiert wird, sondern auf die ganze Spanne der Kindheit, Jugend und des jungen Erwachsenenalters.

Die Quelle des Autors (wie der Autorin) der biografischen Erzählung ist die eigene Erinnerung: „In der Erinnerung sind ihm zudem nicht nur die Ereignisse und Umstände seines Lebens unmittelbar zugänglich, sondern auch die mit ihnen verbundenen Erlebnisse und Gefühle, die Absichten und Beweggründe seiner Entscheidungen, seine Hoffnungen und Enttäuschungen" (Schulze 2006: 38).

Auch in der Auswertung lassen wir uns zunächst von den eindrucksvollen Rekonstruktionsleistungen unserer Gesprächspartner leiten. Wir orientieren uns dabei am sequenzanalytischen Vorgehen der objektiven Hermeneutik (Wagner/Oevermann 2001). Wie das im Detail methodisch erfolgt, kann hier aus Platzgründen nicht weiter dargestellt werden. Über die Analyse der Fallstruktur hinaus, haben wir allerdings Lesarten für die Interviews entwickelt, die sich auf zentrale erziehungswissenschaftliche Dimensionen beziehen. Einige sind aus der Auseinandersetzung mit den ersten Interviews entstanden, also analog zum Vorgehen bei der grounded theory. Andere haben wir aufgrund von Fragestellungen im Pflegekinderwesen an das Material herangetragen und dort hinsichtlich ihrer theoretischen Relevanz für die Erklärung von Phänomenen überprüft. Diese sollen nun kurz skizziert werden.

### 2.1 Belastungs-Ressourcen-Balance

Die einzelnen biografischen Stationen und die Übergänge werden unter der Frage analysiert, welches Profil die Belastungs-Ressourcen-Balance hat und wie sie sich bei den Übergängen verändert (Reimer 2008). Unter der Belastungs-Ressourcen-Balance wird die Relation von Belastungen und Ressourcen verstanden (vgl. dazu ausführlich Wolf 2007a). Das pädagogische Interesse im engeren Sinne richtet sich dabei auf die Frage, welche Entwicklungsaufgaben die Kinder lösen müssen und welche Ressourcen – d.h. hier insbesondere, welche Lernbedingungen – sie hierfür benötigen. Pflegekinder haben Entwicklungsaufgaben zu lösen, wie alle anderen Kinder auch. Sie haben es aber immer auch mit einem besonderen Profil von Aufgaben zu tun. So tritt das Thema Ablösung von den biologischen Eltern zu einem Zeitpunkt und in einer so komplexen Gestalt auf, die sich von der von Kindern ohne solche Erfahrungen deutlich unterscheidet: Die Pflegeeltern verstehen sich möglicherweise als Ersatzeltern, die die Elternfunktionen nahtlos übernehmen wollen und erwarten dann von den Kindern die Distanzierung von den biologischen Eltern und zugleich eine starke Bindung an sie, die neuen Eltern – also in der Generationendimension gerade keine Ablösung –, und tragen unbeabsichtigt dazu bei, dass die Beziehung zu den biologischen Eltern später gerade dann wieder zu einem hochrelevanten Thema für die Jugendlichen wird, wenn sie sich von den Pflegeel-

tern eher im typischen Generationenmuster ablösen. Für die jugendlichen Pflegekinder werden die biologischen Eltern dann in einem Alter wieder zu hoch bedeutsamen Anderen, in dem sie für die meisten Gleichaltrigen an Bedeutung verlieren.

Das sozialpädagogische Interesse im weiteren Sinne richtet sich nicht nur auf die zu lösenden Entwicklungsaufgaben, sondern auch auf die Bewältigung von allgemeinen Problemen. Diese Belastungen beeinflussen oft auch die Lösung von Entwicklungsaufgaben – etwa indem Kapazitäten für Bewältigungsversuche gebunden werden, die für andere Aufgaben nicht mehr zur Verfügung stehen –, verweisen aber auch, unabhängig von zu lösenden Entwicklungsaufgaben, auf Probleme, die etwa mit Armut, Gewalt- und Vernachlässigungserfahrungen, Diskontinuität, Beziehungsabbrüchen und Ortswechseln zu tun haben. Solche – und im Einzelfall weitere – Probleme werden in der erzählten Lebensgeschichte aufgespürt und codiert. Das ist die eine Seite der Belastungs-Ressourcen-Balance. Sie bezieht sich auf die Seite der Schwierigkeiten, Belastungen und Probleme und nimmt somit – was Fritz Schütze (z.B. 2006) mit guten Gründen immer wieder gefordert hat – Leidenserfahrungen in den Blick. Der detaillierte, das Verstehen eröffnende Blick fragt sehr genau danach, was die Interviewpartner explizit oder implizit als schwierig, belastend usw. kennzeichnen und worin genau die Belastungen bestehen. Die andere Seite nimmt die Ressourcen in den Blick. Nicht die Belastungen allein sind das Problem, sondern Belastungen plus fehlende Ressourcen führen dazu, dass ein Problem nicht bewältigt werden kann. Hier wird über den ganzen biografischen Prozess jeweils untersucht, welche Ressourcen das Zurechtkommen ermöglichen oder die Belastungen abmildern. Die später darauf aufbauende, Konsequenzen für die Praxis fordernde Frage lautet dann: Welche Ressourcen wären notwendig gewesen? Und kritisch in Richtung Sozialer Dienste gefragt: Wer hätte diese fehlenden Ressourcen zugänglich machen müssen oder können? Die systematische Frage nach den Ressourcen relativiert die Erleidensdimension etwas. Sie berücksichtigt, dass die Kinder und Jugendlichen auch schwierige Verhältnisse eindrucksvoll gut bewältigen können, wenn sie in ihrem Lebens(um)feld die notwendigen Ressourcen finden und wenn sie sie durch günstige Lebenserfahrungen in der eigenen Person ansammeln konnten. Erst die Relation von Belastungen und Ressourcen kennzeichnet das schützende oder verletzende Potenzial der Lebensbedingungen. Thomas Gabriel (2005: 212) hat das für die Resilienzforschung, an die dieses Balance-Modell anschließt, so zusammengefasst: „Die Annahme, im Lebenslauf eindeutige Risiko- und Unterstützungsquellen isolieren zu können, verkennt jedoch die interaktive Dimension dieser Einflüsse. Die inhaltlichen Einflüsse, die im Rahmen von Erziehungs- und Sozialisationsprozessen zur Ausprägung von Resilienz oder aber Vulnerabilität beitragen, sind jedoch nicht linear zu denken, sie können sich gegenseitig verstärken, aber auch relativieren und aufheben".

Für jede der Stationen haben wir – bei hinreichender Erzähldichte – diese Balance analysiert und bei jedem Übergang untersucht, welche Probleme hinzukommen oder entfallen und welche Ressourcen verloren gehen oder neu gewonnen werden. Dabei ergeben sich für die vielen Ortswechsel, über die unsere Gesprächspartner berichten, jeweils vielschichtige, nuancenreiche Beschreibungen von Verlusten und Gewinnen, und es wird deutlich, dass auch die gravierenden Verbesserungen oft ein (kleineres) neues Belastungspotenzial hervorbringen.

An dieser Stelle kann man vielleicht kurz illustrieren, wie wir uns die oben geforderte Verbindung von empirischer Forschung und Professionalisierung der Praxis vorstellen: Allgemeine Prinzipien – die gelegentlich den Charakter von Bauernregeln haben –, wie „möglichst jede Herausnahme vermeiden" oder „die Herkunftsfamilie muss den Anspruch auf das Kind aufgeben, damit die Pflegefamilie die Funktionen übernehmen kann" oder „Geschwisterkinder trennen, erleichtert die Integration in die neue Familie", müssen und können durch eine differenzierte, einzelfallbezogene Einschätzung der Belastungs-Ressourcen-Balance abgelöst werden. Die empirisch gewonnenen Kriterien ersetzen natürlich nicht die Beurteilung des Einzelfalls, sondern richten die Aufmerksamkeit auf die für die Entscheidungen relevanten Aspekte. Gerade dann bleiben die Einschätzungen komplex; die Fachkräfte müssen mit Ambivalenz und Ambiguität umgehen können und sich auch mit den Nachteilen, Risiken und den psychischen Kosten ihrer Entscheidung auseinandersetzen. Das macht dann die reflexive Professionalität aus (vgl. Klatetzki 2005; Badawia/Luckas/Müller 2006; Dollinger 2007), die zur Beurteilung komplexer sozialer Situationen notwendig ist, und ermöglicht Handlungen, die von Laien nicht in gleicher Weise entworfen würden. Dies erhöht die Entwicklungschancen der Kinder. Je mehr die Interaktionspartner der Kinder von dieser Vielschichtigkeit wissen, desto größer wird die Chance, dass sie die für die Bewältigung der jeweils neuen Probleme notwendigen Ressourcen bekommen. Eine vergleichende Untersuchung einer großen Zahl von Fällen ist darüber hinaus in der Lage, generell kritische und riskante Konstellationen zu benennen, die präventiv eine besondere Aufmerksamkeit erfordern.

Eine möglicherweise irritierende Anmerkung möchten wir noch machen. Auch wenn sich die Auswertung zunächst nur auf die expliziten Interviewaussagen bezieht, überprüfen wir in einem weiteren Lesedurchgang die Texte gleichwohl auf indirekte Hinweise bzgl. Belastungen und Ressourcen. Auch positive Äußerungen unserer Interviewpartner können in sozialpädagogischer Deutung Hinweise auf Belastungen enthalten. Wir tragen damit der Beobachtung Rechnung, dass es auch eine Bewältigungsstrategie sein kann, sich in den Erinnerungen, z.B. der damaligen Notsituation, nicht allzu tief zu versenken. Damit wird nicht die Kategorie des falschen Bewusstseins in die Interpretation eingeführt, sondern die Option eröffnet –

sorgfältig begründet –, auch Annahmen einzuführen, die sich aus den Interviewaussagen erst mittelbar ergeben.

### 2.2 Kritische Lebensereignisse, Wendepunkte, Verlaufskurven

Weitere Lesarten beziehen sich auf die Definition von kritischen Lebensereignissen, zentralen Wendepunkten und Verlaufskurven. Dazu markieren wir im gesamten Lebenslauf die kritischen Lebensereignisse. Viele Pflegekinder haben schon in der ersten Phase ihres Lebens abrupte Veränderungen ihres Lebens- und Lernfeldes erfahren, alle außerdem beim Wechsel in die Pflegefamilie und beim Auszug, manche bei weiteren Ortswechseln. Die erheblichen Änderungen der Umweltbedingungen führen fast immer dazu, dass das relative Passungsverhältnis in der Person-Umwelt-Beziehung verloren geht (Filipp 1995; für die Heimerziehung: Lambers 1996). Dann muss dieses Verhältnis reorganisiert werden und ressourcenaufwändige Prozesse der Neuorganisation finden statt. Kritische Lebensereignisse eröffnen zwar auch neue Chancen, bringen zugleich aber auch neue Lernaufgaben hervor, für deren Lösung die Kinder Hilfen benötigen. Der spezifisch erziehungswissenschaftliche Zugang besteht darin, Lebensorte als Lernfelder und Veränderungen in den Lebensverhältnissen auch als Quelle neuer Anforderungen, also Lernaufgaben, zu verstehen und die Aufmerksamkeit auf die Lernhemmungen (u.a. Loch 2006) zu richten – unter Professionalisierungsgesichtspunkten insbesondere auf die durch Soziale Dienste beeinflussbaren Quellen für Lernhemmungen.

Ein solcher Zugang erscheint uns auch deswegen wichtig, weil er den analysierenden und auf professionelle Handlungsmöglichkeiten ausgerichteten Blick weiten kann. In den deutschen Veröffentlichungen zum Pflegekinderwesen (hierin ähnlich denen aus Großbritannien) spielen bindungstheoretische Argumentationen eine zentrale Rolle (z.B. Stiftung zum Wohl des Pflegekindes 2006; Schleiffer 2006; Nowacki 2007). Zweifellos kann man mit bindungstheoretischen Kategorien wichtige Phänomene gut erklären, weswegen dieser theoretische Zugang auch unverzichtbar ist. Aber gelegentlich wird die Bindungstheorie auch als die Theorie des Pflegekinderwesens inszeniert (z.B. Schleiffer 2006; Nowacki 2007). Damit ist sie überfordert und überschätzt und bedarf der Relativierung durch andere theoriegestützte Zugänge (und vice versa), hier der durch die Analyse neuer Lernaufgaben bei kritischen Lebensereignissen. Neben der exklusiven Bindung zwischen Erwachsenem und Kind, deren Qualität und Kontinuität für die Entwicklungschancen des Kindes hoch bedeutsam sind, werden so weitere relevante Dimensionen in den Blick genommen: etwa der relative Verlust von Kompetenzen bei einem Wechsel des Lebensortes, einschließlich seiner Requisiten. Wie relevant die jeweiligen Dimensionen sind, wird nicht normativ – im Sinne von Theoriepolitik – bestimmt, sondern empirisch, auf den Daten des Einzelfalles gründend, und schließlich in der Zusammenschau mehrerer Fälle zur Konstruktion typischer Muster verdichtet.

Eine weitere Lesart fragt, ob Wendepunkte (turning points) im Lebenslauf des jungen Erwachsenen auszumachen sind (vgl. Abbott 1997). Unter Wendepunkten verstehen wir in Anlehnung an Clause (1995) Übergänge, die unsere Interviewpartner als grundsätzliche Richtungswechsel kennzeichnen. Die Frage, ob dieser Richtungswechsel eine Abweichung von einem wahrscheinlichen Verlauf markiert (vgl. Sackmann/Winges 2001: 27) – wie ihn Elder konzipiert hat –, spielt hierfür hingegen keine Rolle. Ebenso wenig wird der Begriff auf Wendepunkte in einer abweichenden Karriere reduziert, wie es in der Kriminologie etabliert ist. Vielmehr geht es um kritische Lebensereignisse und Übergänge, die eine besondere Qualität haben, nämlich, dass sie – insbesondere aus größerem zeitlichen Abstand rückblickend betrachtet – als grundsätzliche Weichenstellung definiert werden, die dem Lebenslauf in einer zentralen Dimension eine neue Richtung geben. Interessant ist zum Beispiel die Frage, ob die Unterbringung in einer Pflegefamilie als Wendepunkt markiert wird oder als ein passageres Ereignis in einer Kette von Ortswechseln und Beziehungsabbrüchen und wovon diese unterschiedlichen Bedeutungszuweisungen abhängen.

Eine dritte Lesart fragt nach der Entwicklung einer Verlaufskurve. Schütze (1983, zusammenfassend z.B. 2006: 213) hat sie als einen „Erleidens-, Niedergangs- und Auflösungsmechanismus" beschrieben, in dessen Verlauf der Betroffene immer stärker den Einfluss auf das eigene Leben aufgibt und verliert: „Das Verhängnis nimmt jetzt einen quasi-automatischen Verlauf; es ist für die Betroffenen überhaupt nicht mehr vorstellbar, dass der Gang der Ereignisse von ihnen beeinflusst oder gar kontrolliert werden könnte; und folglich werden sie in ihren Lebensorientierungen immer mutloser und in ihren Lebensaktivitäten immer passiver" (Schütze 2006: 213). Da unsere Interviewpartner junge Erwachsene sind, ist die volle Entfaltung einer Verlaufskurve unwahrscheinlich. Die Aufmerksamkeit richtet sich daher auf Konstellationen, die als Aufbau eines Verlaufskurvenpotenzials gedeutet werden können, insbesondere auf das Zusammentreffen von biografischen Verletzungen und erheblichen aktuellen Schwierigkeiten der Alltagsgestaltung (Schütze 2006: 215f.). Während das Verlaufskurvenkonzept auf die Analyse eines Musters des Erleidens und des Verlustes an Handlungsorientierung über einen langen biografischen Prozess abzielt, ermöglicht die Analyse der Kontrollerfahrungen auch die Analyse kürzerer Entwicklungslinien des Kontrollgewinns oder -verlustes und schließt auch eine positive Variante der Ermutigung und Aktivierung mit ein.

### 2.3 Kontrollgewinn und Kontrollverlust

August Flammer (1990) fasst Forschungsergebnisse zusammen, die belegen, dass Menschen ein Grundbedürfnis haben, durch eigene Handlungen zielgerichtet Effekte zu erzielen. Dieses Bedürfnis wird durch ermutigende, d.h., die Zuversicht in die Wirksamkeit eigener Handlungen erhöhende Lebenserfahrungen gestärkt (vgl. Ludwig 1999) und durch entmutigende Erfahrungen verringert, insbesondere durch massive Erfahrungen von Verlet-

zungen, die durch andere Menschen und schließlich durch eigenes Handeln nicht verhindert werden konnten. Machen Kinder immer wieder und in zentralen Bereichen ihres Lebens die Erfahrung, dass sie bedrohlichen Situationen hilflos ausgeliefert sind, verringern sie ihre, dann als sinnlos angesehenen Selbstschutzaktivitäten in einzelnen Bereichen (erlernte Hilflosigkeit) oder generalisieren diese Einsicht pauschal auf alle zentralen Erlebensbereiche (erlernte Hoffnungslosigkeit). Die so entwickelten Kontrollüberzeugungen bleiben im Erwachsenenalter relativ stabil, und es bedarf spezifischer Lernbedingungen, sie noch zu korrigieren (Wolf 2001).

Die transkribierten Interviewtexte können relativ leicht unter der Frage analysiert werden, ob die Sprecher sich selbst als Handelnde und Akteure beschreiben oder eher als Adressaten von Entscheidungen und Handlungen anderer. Insbesondere wird deutlich, ob die Interviewten das Gefühl haben, dass sie an den Entscheidungen beteiligt sind oder sich als Opfer von schicksalhaften Entscheidungen anderer Menschen oder von Institutionen wahrnehmen. Insbesondere die auf Partizipation der Kinder ausgerichteten oder eben nicht ausgerichteten Umgangsformen der Erwachsenen und der Sozialen Dienste führen zu spezifischen Kontrollerfahrungen. Damit geraten auch die Folgen fehlender oder gelungener Partizipation in den Blick, die zu Recht im aktuellen Jugendhilfediskurs eine wichtige Rolle spielen (z.B. Blandow/Gintzel/Hansbauer 1999). Je stärker die Kinder die Erfahrung gemacht haben, dass sie gehört und nach ihren Wünschen und Befürchtungen gefragt wurden, je umfassender sie die Entscheidungen als einen gemeinsamen Plan erfahren haben, je weniger frühere Ohnmachtserfahrungen wiederholt wurden, desto wahrscheinlicher werden eigene Aktivitäten, den Lebensweg mitzugestalten (Lambers 1996; Normann 2003; Finkel 2004) und aus eigenen, aktiven Erfahrungen zu lernen. Die Kinder entwickeln unter solchen günstigen Bedingungen entsprechende Strategien – auch gegen Widerstände –, eigene Handlungsziele zu verfolgen und eignen sich die dafür notwendigen Deutungsmuster an. Da gerade die Menschen in der Postmoderne sich als Handlungszentrum inszenieren (anschaulich z.B. Hitzler/Hohner 1994; Bauman 1995; Keupp 1999), erleichtert eine erlernte psychische Disposition, in der die Menschen sich den Verhältnissen hilflos ausgeliefert fühlen, leicht ihre Pathologisierung.

Es geht nicht um eine klinische Diagnose der Kontrollüberzeugungen, sondern darum, die unterschiedlichen Lebensfelder unter der Frage zu analysieren, welche Kontroll- und Einflussmöglichkeiten die Kinder hier jeweils erfahren haben.

Nicht selbst initiierte Übergänge werden als besonders belastend empfunden, wenn sie mit einer erheblichen Reduzierung der Kontrolle verbunden sind und dies insbesondere dann, wenn keine Vertrauensbeziehung zu den anderen Akteuren besteht. Solche Konstellationen sind bei der Unterbringung in einer Pflegefamilie zu erwarten: Die Pflegeeltern sind zunächst

Fremde (Reimer 2008); der Wechsel in die Pflegefamilie wird sehr selten von den Kindern selbst initiiert und ist (auch) mit dem – Angst auslösenden – Verlust bisheriger Lebensorte, der an sie gebundenen Potentiale und der Menschen dort verbunden. Auch die Akteure des Jugendamtes oder weiterer Institutionen sind in der Regel keine vertrauten Menschen. Ein entwicklungsförderndes Maß an Kontrolle ist daher ein für Entwicklungs- und Lernprozesse hochrelevantes Kriterium. Hierzu gehört spätestens bei Kindern im Kindergartenalter, dass sie gehört werden und dass ihnen die Entscheidungen erklärt werden – bei älteren Kindern zusätzlich eine explizite Beteiligung an den Entscheidungsprozessen. Dies erfordert – wie immer in der Erziehung – auch eine richtige Dosierung. Werden ihnen Entscheidungen abverlangt, die sie völlig überfordern, erleben sie dies auch als Kontrollverlust und fühlen sich einer Situation mit unübersichtlichem Entscheidungszwang ausgeliefert.

### 2.4 Netzwerkbeziehungen und Abhängigkeiten

In der Lebensgeschichte, so könnte man eine Metapher von Erving Goffman (1991) aufgreifen, betreten Menschen die Bühne, stehen im Vordergrund, werden von neuen Akteuren verdrängt, verschwinden wieder, treten möglicherweise später wieder auf – vielleicht in einer anderen Rolle. Diese Prozesse werden in weiteren Lesedurchgängen beschrieben und analysiert. Auch hier wird eine a priori Fokussierung auf einige wenige, exklusive Bezugspersonen vermieden. Vielmehr werden alle in der Lebensgeschichte auftretenden Menschen und die Zeitpunkte ihres Auf-, Ab- und ggf. Wiederauftretens erfasst. Mit einigen in der Netzwerkforschung etablierten Kategorien werden sie analysiert: Netzwerkzusammensetzung, Diversifizierung von Sektoren – hier insbesondere die Bedeutung von Peer- und Geschwisterbeziehungen – und hinsichtlich unterschiedlicher Netzwerkfunktionen (Keupp/Röhrle 1987; Nestmann 1988; Nestmann/Hurrelmann 1994).

Eine weitere, über die klassische Netzwerkanalyse hinausgehende Dimension ist die Analyse der Machtbeziehungen, die hier mit Bezug auf Norbert Elias' Machttheorie erfolgt (Wolf 1999, 2007). Wir untersuchen, in welcher Hinsicht ein Machtdifferential zwischen dem Biografieträger und den weiteren Akteuren besteht und wie es erlebt wird. Die eigene Abhängigkeit von anderen wird in der Regel deutlich wahrgenommen und, wenn der andere als kritisch, fremd oder gar feindselig erlebt wird, als bedrohlich empfunden. Auch wenn Machtdifferentiale in pädagogischen Beziehungen unvermeidbar sind (Wolf 2007), ist die oben beschriebene Konstellation für Entwicklungsprozesse ungünstig, da sie Angst auslöst und Widerstände hervorruft, die sich wiederum als Lernhemmung erweisen.

Die unter 2.2 bis 2.4 genannten theoriegestützten Kategorien sind geeignet, einzelne Dimensionen der Belastungs-Ressourcen-Balance zu erfassen, sollen aber auch als eigenständige Zugänge ausgelotet werden.

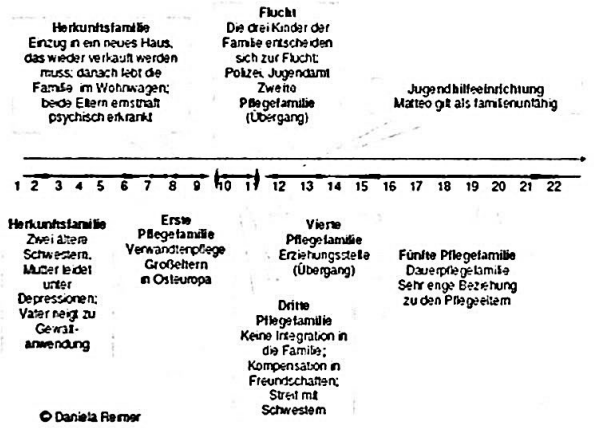
## 3. *Matteo: Die Biografie*

Die Lebensgeschichte eines zum Zeitpunkt des Interviews 22 Jahre alten Mannes möchten wir nun vorstellen. Wir haben ihn – anonymisierend – Matteo genannt. Mit Matteo haben wir zwei Interviews von insgesamt viereinhalb Stunden geführt und eine Gruppendiskussion, an der auch zwei weitere ehemalige Pflegekinder beteiligt waren. Am Beispiel Matteo soll das Forschungsprojekt anschaulich gemacht und die nach unserer Überzeugung sowohl für die Theoriebildung als auch für die Praxis interessanten Auswertungsthemen zumindest skizziert werden.

Matteo ist ein intelligenter junger Mann, der einen großen Teil seines bisherigen Lebens in verschiedenen Pflegefamilien und in einer Heimgruppe verbracht hat. Aus heutiger Perspektive kann Matteo sagen, es hat sich „eigentlich alles zum Guten gewendet". Matteos Formulierung deutet bereits an, dass seine Lebensgeschichte einige Tiefpunkte in sich birgt, die jedoch eine – vielleicht für ihn selbst unerwartete – positive Wendung erfahren haben.

Im Folgenden werden wir die wichtigen Stationen in Matteos bisheriger Lebensgeschichte anhand unseres Interviewmaterials nacherzählen. Abbildung 1 soll den Überblick erleichtern.

Abb. 1: Matteos Lebensabschnitte




### *Bei den leiblichen Eltern – „ja, also wir ham uns sehr gut verstanden als Geschwister"*

Matteo ist gemeinsam mit seinen beiden älteren Schwestern und den Eltern – beide Immigranten, die Mutter aus Ungarn, der Vater aus Italien – bis zu seinem 6. Lebensjahr in einer deutschen Großstadt aufgewachsen. Die Familie war gut integriert und beide Eltern berufstätig. Allgemein beschreibt Matteo seine Kindheit als „schöne Zeit", die insbesondere von der engen

Beziehung zu den älteren Schwestern geprägt war. Er erzählt jedoch auch von schwierigen Aspekten im Familienleben. Aufgrund der hohen Arbeitsbelastung der Mutter und einsetzender Depressionen war diese für Matteo nur wenig emotional verfügbar.

Aus der Beschreibung des Vaters wird deutlich, dass dieser in der Kindheit eine wichtige Person für Matteo war – „ja, mein Vater hab ich mich ähm sehr gut verstanden ähm (..) ja, war eigentlich immer gerne mit ihm zusammen" –, obwohl die Beziehung von großen Ambivalenz gekennzeichnet war: „Also er war, er war halt oft unberechenbar. Es war dann oft so dann ähm war irgendwie n kleiner Anlass, irgendwie n Glas is runter gefallen dann is er halt ausgerastet dann ähm wurde zum Beispiel meine älteste Schwester regelrecht ähm zusammengeschlagen und ich hab dann das gesehen, konnte halt auch sehr liebevoll sein, aber auch sehr brutal, sag ich jetzt mal, auch gegenüber meiner Mutter. Hab das natürlich alles voll mitbekommen. Ähm kann mich auch ähm sehr gut dran erinnern (..) also ich selber hab eigentlich ähm an Gewalt sehr wenig erfahrn, weil ich halt ähm der Jüngste war und halt auch der einzige Sohn und eigentlich auch so das ähm, ja so das Wunschkind von ihm. Und meine ähm mittlere Schwester ähm eigentlich auch nich so viel, weil meine älteste Schwester hat eigentlich das meiste abgehalten."

*Beim Großvater – „da hab ich eigentlich so zum ersten Mal erlebt, wie das eigentlich sein kann, wenn Leute mal normal sind"*

Kurz nach Matteos Einschulung spitzte sich die finanzielle Situation der Familie stark zu: Matteos Eltern mussten ihr Haus verkaufen und die Kinder wurden – bis eine neue Bleibe gefunden war – für ein Jahr bei den Großeltern in Ungarn untergebracht. Dies codieren wir als Verwandtschaftspflege. Die Zeit beim Großvater verbindet Matteo mit vielen positiven Erinnerungen. Gekennzeichnet war der Aufenthalt für ihn insbesondere durch das Erleben von Normalität und dem sehr „demokratischen" Erziehungsstil des Großvaters – „jeder durfte irgendwie was mitbestimmen".

*Zurück bei den leiblichen Eltern – „so 'n Dreiländer-Pendeln"*

Nachdem die drei Kinder der Familie wieder bei den Eltern in Deutschland waren, begann eine von Instabilität geprägte Phase: Vorübergehend bezogen Eltern und Kinder ein Eigenheim in Deutschland, das jedoch nach kurzer Zeit wieder verkauft werden musste. Es folgte eine Zeit des Pendelns im Wohnmobil zwischen Italien, Ungarn und Deutschland. Das Leben im Wohnmobil hatte für Matteo rückblickend zwei Seiten: zum einen genoss er den Lebensstil – „als Kind und so hab ich das immer als Abenteuer empfunden" –, zum anderen berichtet er von der zunehmenden psychischen Labilität der Mutter und der sich vermehrt manifestierenden Gewaltbereitschaft in der Familie – „eigentlich zu dem Zeitpunkt fing das dann eigentlich richtig ähm (..) an, dass es schlimm wurde mit meinen Eltern so, mit

den Umgangsformen also gegenüber meiner älteren Schwester, also dass dann auch äh die Gewalt ähm (..) ja auch z- bis zu mir dann vorgedrungen is also dass ähm meine Eltern dann so ähm überfordert warn, dass auch ich manchmal geschlagen worden bin."

Matteo berichtet, wie er die Nähe des Vaters suchte – „hab mich dann eigentlich eher an mein Vater gehangen äh ähm ähm gehalten, in der Zeit war eigentlich so mein Vater eher so, den ich als normal äh empfunden habe", und gleichzeitig „hab ich dann aber auch gemerkt ähm, ja dass mein Vater immer komischer wurde, hab auch immer mehr Angst vor ihm bekommen, weil er sich auch ähm wie meine Mutter immer mehr verändert hatte, also so dass praktisch so sein ähm paranoischen Phasen immer länger wurden."

Als wichtiges Merkmal dieser Phase stellt Matteo die soziale Isolation der Familie heraus. Im Winter folgte dann der Umzug in ein Hotel. Dort wurde die Familiensituation für die Kinder so unerträglich, dass die drei Geschwister beschlossen, sich gemeinsam in einer Nacht- und Nebelaktion von den Eltern weg zur nächsten Polizeistation zu flüchten – „ja und da haben wir praktisch beschlos- äh beschlossen, weil der Lebenswandel immer unstetiger wurde [...], dass wir dann um 12 Uhr [...] Nacht Mittag gegessen haben, und tagsüber praktisch von Notar zu No-Notar gerannt sind um irgendwelche Formalitäten zu erledigen oder irgendwelche Häuser zu suchen, was ja total utopisch war, weil wir ja gar kein Geld hatten, noch nich mal für ähm Gas [...] ham wir dann beschlossen ähm, dass wir uns selber anzeigen bei der Polizei, also meine älteste Schwester hat das initiiert. Ähm wir ham an dem Abend davor, bevor wir ähm ja praktisch mitten in der Nacht äh losgegangen sin, ham das besprochen (.) (räuspert sich) meine Schwester hat gesagt jeder ähm kann seine Meinung ganz offen sagen und wenn jemand das nicht möchte, ja, dann bleiben wir alle hier, wir gehn nicht einzeln [...] ja, dann ham wir uns dann selbst angezeigt bei der Polizei (.) hatten natürlich Angst ähm, dass mein Vater uns dann ähm, weil die sehr in der Nähe war vom Hotel, diese Polizeistation, dass er uns praktisch entdeckt, und so und wenn der uns entdeckt hätten dann wärn wir glaub ich alle (.) grün und blau geschlagen worden".

*Zweite Pflegefamilie – „kam ich halt zu dieser Übergangsfamilie, womit ich eigentlich auch keine positiven Erfahrungen gemacht habe"*

Von der Polizei wurde das Jugendamt eingeschaltet, das die Kinder in eine Übergangspflegefamilie vermittelte. Zu diesem Zeitpunkt war Matteo neun Jahre alt. Eindrücklich berichtet er von den ersten Momenten mit der Pflegefamilie:

„Wir kamen dann dahin, und ich weiß noch, mir war das ganz peinlich also, ich w- ähm war da eigentlich auch eher schüchtern und so, weil ich eigentlich in der ganzen, den ganzen Jahren eigentlich, äh, abgesehn von meiner Familie eigentlich ähm kein Kontakt hatte, äh Kontakt hatte zu anderen

Leuten großartig, und meine Eltern, die ham auch sehr für sich gelebt, auch ähm (atmet tief ein), ja, ich war halt sehr schüchtern, eigentlich auch eingeschüchtert, ähm, ich weiß noch ganz genau, ähm, dann ähm ham die uns halt begrüßt und wir warn halt in der Küche und die hatten vier Kinder und 'n Hund, so war alles sehr lebhaft und äh kannt ich halt überhaupt nich ähm ja und dann sollt ich mir 'n Nutellabrötchen schmiern, weiß ich noch. Und dann war mir das so peinlich, weil ich irgendwie gedacht hab ich würde das nicht richtig machen, und dann hab ich mich irgendwie geschämt mir das Brötchen zu schmiern und hat dann praktisch meine älteste Schwester mir das Brötchen geschmiert, ja das war für mich schon, ähm war komisch."

Die strengen Regeln des Zusammenlebens in dieser Pflegefamilie und die neue Situation war für Matteo nur unter großen Belastungen zu bewältigen.

*Die dritte Pflegefamilie – „theoretisch ham die versucht, uns zu integrieren, aber praktisch sah's halt immer anders aus"*

Nach kurzer Zeit hatte sich eine andere Pflegefamilie – ein älteres Ehepaar mit einer Tochter – gefunden, die bereit war, die drei Geschwister dauerhaft aufzunehmen. Trotz gegenseitiger Sympathien konnte keine echte Integration in die Familie erfolgen. Die Pflegekinder lebten eher neben der Familie her als mit der Familie: „Auch ähm bezogen auf das äh Wohnzimmer war das eigentlich immer für uns als Pflegekinder immer tabu gewesen. Eigentlich es war dann so, dass in der Küche ähm (.) das war dann eigentlich unser Wohnzimmer, war so ne (.) Essküche praktisch, und da wurden, wurde dann 'n zweiter Fernseher angeschafft, Fernseher und da durften wir halt Fernsehn kucken und ähm ja, die leibliche Tochter von denen und die ham dann drüben Fernsehn gekuckt (.) ja (.) also ja, als Kind kannt ich das jetzt nich anders, ich hab gedacht es wär normal".

Die nicht erfolgte Integration in die Pflegefamilie konnte Matteo jedoch durch Freundschaftsbeziehungen kompensieren – „ja, hatte aber sehr viele Freunde gehabt und das war dann auch ähm so 'n Ausgleich für mich".

Erstmals wurden in Matteos Geschichte an dieser Stelle außerfamiliale Kontakte bedeutsam. Gleichzeitig veränderte sich die Beziehung zu seinen Schwestern. Die neue Situation, die den Geschwistern erstmals einen Rahmen relativer Sicherheit bot, führte dazu, dass sie „zum ersten mal nicht aufeinander angewiesen" waren und dass die Geschwister aufgrund der neu erworbenen Unabhängigkeit „sich auch öfter mal gestritten" haben – eine Situation, die für die Pflegeeltern nur schwer zu bewältigen war.

Nach zwei Jahren wurde das Pflegeverhältnis beendet; Matteo liefert uns mehrere Begründungen dafür – „ich denke die wussten eigentlich nich so, was es bedeutet Pflegekinder aufzunehmen, und denen so praktisch ein Zuhause zu schaffen", und „die waren äh mit uns äh drei lebhaften Geschwistern, also auch Italiener, ich mein is ja schon lebhaft sehr, ja, warn die überfordert gewesen und das Jugendamt hat eigentlich auch nich so sehr danach

geschaut eigentlich sind die geeignet, die warn einfach nur froh, dass sie ähm, eine Pflegefamilie gefunden ham".

Es folgten eine kurze Zeit – einige Wochen – in einer vierten Pflegefamilie, einer professionellen Erziehungsstelle, in der sich Matteo sehr wohl fühlte, die ihn auch aufnehmen wollte, was das Jugendamt jedoch nicht erlaubte – „also sollte ursprünglich anders laufen, aber wurd dann wie gesagt abgeschmettert vom Jugendamt aus irgendwelchen Gründen".

*Im Heim –*
*„ich hab das so empfunden als ob mit mir gespielt worden wäre"*

Mit der Begründung „familienuntauglich" wurden die drei Kinder – so berichtet Matteo – voneinander getrennt in verschiedenen Einrichtungen untergebracht: die älteste Schwester, kurz vor der Volljährigkeit, kam in ein Internat, die beiden jüngeren Geschwister in unterschiedliche Wohngruppen einer Einrichtung der Jugendhilfe – „ja und dann wurden wir halt äh mit diesen (.) Diagnose sag ich jetzt mal, in Anführungsstrichen, ins Heim überführt, meine Schwester und ich und auch getrennt".

Für Matteo ist der Eintritt in die Wohngruppe unweigerlich mit der Trennung von seinen Schwestern verbunden und dem Abschneiden der Kontakte zu früheren Pflegefamilien und Freunden in deren Umfeld. Insgesamt verbrachte Matteo drei Jahre im Heim – die schlimmste Zeit seines Lebens, wie er selbst resümiert. Mit dem Heimleben verknüpft er in erster Linie ständig wechselnde Bezugspersonen – „also war sehr turbulent, also je nachdem was für ne, was für ne ähm Besatzung Anführungsstriche von Jugendlichen da warn wars halt äh toll und wenn wieder ähm sehr auffällige Jugendliche da warn dann wars halt nich so schön und dann die letzten zwei Jahre, die ich dann in der Gruppe gewesen bin wurden eigentlich diese Wechsel immer häufiger, dass sich, dass sich das dann praktisch in nach Wochen oder im Wochenrhythmus eigentlich sich ähm ja eigentlich so abgewechselt hat, dann is wieder jemand gekommen, dann is der eine wieder weg".

Eine zentrale Erfahrung in der Heimgruppe war für Matteo die des Vertrauensmissbrauchs und des Nicht-Ernstgenommen-Werdens durch erwachsene Bezugspersonen sowie das Ausgeliefertsein an diese Menschen und deren Entscheidungen über seinen weiteren Lebensweg. Hier spielen mehrere Personen eine wichtige Rolle, z.B. eine von der Einrichtung angestellte Therapeutin, die Matteo über mehrere Jahre betreut hat, – „hat mir sehr gut gefallen (.) ähm, ja bin ich eigentlich gerne hingegangen, aber äh letztendlich, hab ich dann erfahren, dass das eigentlich ähm (...) ja dass eigentlich so praktisch mein Vertrauen ausgenutzt worden is von dieser Psychologin, find ich, also ich hab das so empfunden, also ich weiß nicht ob das so is, aber meine äh meine persönliche Empfindung, ich hab mich da so hinter(.)gangen gefühlt, und so weil ich mir gedacht hab, ja die Erwachsenen

kann man ja eh nicht ernst nehmen, weil ähm die Psychologin hat vorne rum das gesagt zu mir und hintenrum hat sie ähm ganz andere Diagnosen gestellt", nämlich dass er familienuntauglich sei.

Auch die Reaktionen einiger Heimerzieher hat er als Belastung erlebt – „ja, die Erzieher ham mir auch ähm, auch äh praktisch über mich gespottet, ähm weil ich da an dieser Hoffnung festgehalten habe, dass ich zu dieser Pflegefamilie hinkomme, haben dann gesagt ja, ich würd ja eh nicht hinkommen, ähm (..) ja auch teilweise Wetten drüber abgeschlossen, ähm ob ich hinkomme oder nich, hab das auch mitbekommen ähm, ja, also war sehr negativ was ich erlebt habe".

Als größte Belastung bezeichnet Matteo jedoch die Beziehung zur Sozialarbeiterin des Jugendamtes. Ihr wirft er Unehrlichkeit, Psychoterror, Unzuverlässigkeit und – hier – Machtmissbrauch vor – „dass sie eigentlich ähm weiß nicht um irgendwie ihre Stellung zu sichern oder sich zu behaupten ähm (.) ja eigentlich so (.) uns äh dazu benutzt hat, so ne, sie hat eigentlich sehr (räuspert sich) so ihre Macht spielen lassen, ihre M- Muskel praktisch so gezeigt, so was sie machen kann und was sie für ne Macht hat, also ich f- fand das war eine sehr machtgierige Frau, fand ich, und hat immer sehr das raushängen lassen."

Matteo kritisiert Zuschreibungen und Unterstellungen der Mitarbeiter im Heim und beschreibt seine Reaktion darauf – „ja ich weiß auch nich warum, also mir wurden ähm auch Sachen unterstellt ähm ja ich würde andere unterdrücken in meiner Wohngruppe oder ähm ja, also ich bin natürlich auch ähm auffällig geworden weil äh mir man unter diese Sachen unterstellt habe und habe praktisch dann ähm ja, so als ähm anfang-, anfangender Teenie dann gedacht, ja gut, wenn man mir das dann so sagt, dann werd ich mal zeigen wie das dann so is, wenn ich äh, wenn es wirklich so ist, ne, wenn mer mir, das über mich sagt, ja, wie gesagt ähm hab dann wirklich ähm dann Leute auch äh teilweise in der Gruppe traktiert, so jetzt nich irgendwie geschlagen, aber halt, äh (.) ja, 'n bisschen äh subtiler, subtilere Sache angewendet."

Matteo berichtet, wie sich diese Verhaltensauffälligkeiten im Laufe der Zeit immer mehr steigern, bis hin zu ersten ernsthaften Anzeichen von Devianz – „jo und dann war das auch so, dass ich ähm angefangen habe, hab äh zu klauen auch ähm ja Gras ausprobiert habe, angefangen hab zu rauchen ähm ja auch äh wenn mir Sachen nich gepasst haben auch bei Leuten oder so, dann bin ich dann auch äh handgreiflich geworden, auch teilweise".

*Die neuen Pflegeeltern – „wie als ob ich nach Hause gekommen wär"*

Bereits im ersten Jahr seines Heimaufenthalts lernte Matteo seine späteren Pflegeeltern kennen. Sein heutiger Pflegevater, ein Musiker, war als Gitarrenlehrer seiner älteren Schwester tätig und entschied sich gemeinsam mit seiner Ehefrau, die Gitarrenschülerin als Pflegekind aufzunehmen. Als die

Familie Matteo kennen lernte, stimmten sie darin überein, auch für ihn eine Pflegeerlaubnis zu beantragen. Da Matteo aber als „familienuntauglich" galt – und die Diagnose ständig wiederholt wurde –, bedurfte es einer langen Prozedur und eines harten Kampfes, auch über gerichtliche Instanzen, bis Matteos Anliegen Gehör fand und er bei der Pflegefamilie einziehen durfte. Obwohl es sein ausdrücklicher Wunsch war, mit dieser Familie zu leben und er bereits während des Aufenthalts in der Wohngruppe regelmäßig Wochenenden und Feiertage dort verbracht hatte, beschreibt er, dass der Beginn in der Pflegefamilie nicht einfach war. Die Gewöhnung an Regeln und Strukturen des Zusammenlebens und der Aufbau einer innigen Vertrauensbeziehung nahmen – für Matteo eine Selbstverständlichkeit – viel Zeit in Anspruch. Seine Pflegeeltern waren jedoch bereit, ihm diese Zeit zuzugestehen – „das find ich auch sehr wichtig ähm dass man Pflegekinder am Anfang nich sofort ähm (.) ja irgendwie so, so überbemuttert oder ähm erwartet äh man hat dann so 'n total inniges Verhältnis was ja gar nich sein kann, das (.) muss sich erst mal entwickeln und das war auch der Fall, dass meine Eltern ähm ja ähm mich entwickeln lassen haben (.) ja in ihrem Verhältnis äh zu ihnen".

Matteos Lebenssituation hat sich in den letzten Jahren nicht nur stabilisiert, sondern hat tatsächlich eine sehr positive Wende genommen: Bis heute lebt er in einer sehr innigen Beziehung mit den Pflegeeltern, die ihm in zentralen Lebensfragen mit Rat und Tat zur Seite stehen, ihm aber gleichzeitig viel Raum zur Entfaltung und Entwicklung geben und es ihm ermöglichen, die Beziehung zu ihnen in einem hohen Maß zu steuern. Vor zwei Jahren konnte er sein Abitur erfolgreich ablegen und absolviert inzwischen mit großem Engagement eine Ausbildung im sozialen Bereich. Darüber hinaus konnte er intensive Peerbeziehungen aufbauen sowie eine beständige Partnerschaft. Seit einiger Zeit besteht zudem ein loser Kontakt zur leiblichen Mutter, der es Matteo ermöglicht, die zurückliegenden Erfahrungen mit seiner leiblichen Familie zu bearbeiten und die Beziehung zu klären.

Trotz aller positiven Entwicklungen sollten wir nicht übersehen, dass Matteo die Bewältigung einiger besonderer Entwicklungsaufgaben noch vor sich hat. Da er sehr reflektiert ist, sich in manchen Teilen des Interviews geradezu selbst analysiert, konnte er manche Aufgaben sehr klar benennen, beispielsweise die anstehende Loslösung von den Pflegeeltern – „weil ähm (.) ja dann eigentlich so die Loslösung von den Eltern ja schon (.) äh vollständig stattgefunden ähm ja stattgefunden hat, aber mi-, bei mir is das so, dass ich halt viele Sachen noch nachholen muss [...] dass ich vielleicht manche ähm (.) in meiner Beziehung zu ihnen äm teilweise 'n bisschen kindlich bin".

Ähnlich wie die Ablösung von den selbstgewählten Pflegeeltern ist die Etablierung einer stabilen Partnerbeziehung in Matteos Geschichte von einigen Belastungen und Unsicherheiten geprägt.

## 4. *Exemplarische Anwendung der theoretischen Kategorien auf die Biografie Matteo*

Die theoriegestützten Wahrnehmungsperspektiven und ihr Ertrag sollen nun in einigen Aspekten illustriert werden.

### 4.1 Belastungs-Ressourcen-Balance

Betrachten wir zunächst den Umzug zum Großvater nach Ungarn. Matteo war beim Umzug sieben Jahre alt und gerade eingeschult worden. Mit dem Umzug nach Ungarn kam er in ein fremdes Land, in dem eine Sprache gesprochen wurde, die er nicht kannte. Ein Schulwechsel stand an. Auch seine Großeltern waren für ihn fremde Menschen, zu denen er vorher nie Kontakt gehabt hatte. Seine Eltern – die bislang zentralen Bezugspersonen neben seinen Schwestern – waren für ihn nicht verfügbar. Matteos Berichte geben keine Hinweise, dass er selbst an der Entscheidung, zum Großvater zu ziehen, beteiligt war. Man könnte also erwarten, dass dieser Übergang für ein siebenjähriges Kind extreme Belastungen mit sich bringt.

Matteo beschreibt den Übergang jedoch anders. Zwar habe er seine Eltern zunächst vermisst, aber „im Verlaufe der Zeit eigentlich nicht". Nicht die Trennung steht im Mittelpunkt seiner Erzählung und auch nicht die Orientierungsaufgaben in der fremden Umgebung, sondern die sehr positiv konnotierte Person des Opas[1], der zu einer bedeutsamen Identifikationsfigur wird, und neue Erfahrungen in zwei zentralen Feldern: Zum einen die Beteiligung der Kinder an den Entscheidungen des Alltags („jeder durfte irgendwie was mitbestimmen, irgendwie, was gekocht wurde oder was eingekauft wurde") und dem wohlwollenden und explizit als demokratisch bezeichneten Erziehungsstil des Opas.

Die in diesem Lernfeld angeeigneten Strategien gemeinsamer Entscheidungsfindung werden später zu einer unverzichtbaren Ressource bei der Bewältigung einer extrem schwierigen Situation, nämlich als die Kinder gemeinsam entscheiden, aus dem Hotel, in dem sie mit ihren Eltern leben, zu fliehen und sich an die Polizei zu wenden – „meine Schwester hat gesagt, jeder ähm kann seine Meinung ganz offen sagen und wenn jemand das nicht möchte, ja, dann bleiben wir alle hier, wir gehn nicht einzeln". So können die Kinder selbst aktiv werden, um eine als bedrohlich empfundene Situation zu meistern. Diese starke Selbstwirksamkeitserfahrung wird noch an einer anderen Stelle deutlich: Im Heim findet ein Hilfeplangespräch statt, an dem Matteo nicht beteiligt ist, allerdings an der Tür lauscht und hört, dass dort der von ihm gewünschte Wechsel in die Pflegefamilie abgelehnt wird. Da platzt er in die Besprechung – „ich weiß, man soll nicht lauschen aber was ich hier höre und so das find ich überhaupt nich gut und so dann sagen Sie also Sie mir das doch ins Gesicht" und unmittelbar an-

1 Wir übernehmen die von Matteo verwendeten Bezeichnungen.

schließend – „ich meine ich bin 'n Kind noch, aber ich bin nich blöd". Matteo fordert, dass die für ihn existenziell wichtigen Entscheidungen mit ihm besprochen werden und reagiert sehr empfindlich, wenn er davon ausgeschlossen ist und den Eindruck hat, hinter seinem Rücken werden die Weichen gestellt.

Lediglich die Zeit beim Opa wird als ein Lernfeld beschrieben, in dem die Kinder die hierfür notwendigen Erfahrungen machen konnten. Gerade die Kennzeichnung als das Besondere verweist auf die Andersartigkeit des allgemeinen Erfahrungsraumes. Das eine Jahr in Ungarn in der Familie des Opas – Matteo wird ihn erst 13 Jahre später wiedersehen – wird hier nicht als eine Episode und eine Station unter vielen beschrieben; der Erzieher wird hier nicht zu irgendeinem Erwachsenen, bei dem die Kinder untergebracht werden, sondern es wird ein produktives Lernfeld und eine wichtige Unterbrechung des anstrengenden und die Kinder mit ungewöhnlichen Aufgaben konfrontierenden Lebens vor- und nachher sichtbar.

Die besondere sozialisatorische Potenz wird auch in einer zweiten Dimension deutlich: den Erfahrungen von Normalität, in Matteos Worten – „da hab ich eigentlich so zum ersten Mal erlebt, wie das eigentlich sein kann, wenn Leute mal normal sind". Die Frage, was eigentlich normal ist, beschäftigt Matteo an unterschiedlichen Stellen seiner biografischen Erzählung. Wie alle Kinder entwickelt er zunächst das Gefühl, wie es Zuhause ist und wie seine Eltern sind, das sei normal. Doch bereits in der frühen Kindheit setzen erste Zweifel ein. Allmählich realisiert er die besonderen psychischen Probleme seiner Eltern, und ihm werden die Folgen für ihr gemeinsames Leben bewusst; heute diagnostiziert er bei ihnen psychische Erkrankungen. Die Erfahrung, mit normalen Leuten unter normalen Bedingungen zu leben, wird für ihn zu einer knappen und wichtigen Ressource. Der Opa hat ihm gezeigt, wie ein normales Leben aussieht, und Matteo hat sich dieses Modell angeeignet. An die dortigen Erfahrungen schließt er später immer wieder an: Er hat dort gelernt, wie es normal zugeht; das kennt er nun und kann sich auch in den folgenden merkwürdigen Lebensfeldern daran orientieren, bis er in der letzten Pflegefamilie wieder ein normales Feld erlebt und unmittelbar an die Erfahrungen beim Opa anschließen kann. Die Konstruktion einer solchen Erfahrungslinie ist auch identitätsrelevant: Für das Kind psychisch kranker Eltern, das einen großen Teil seiner Kindheit unter merkwürdigen Verhältnissen verbracht hat, ist es eine anspruchsvolle und heikle Entwicklungsaufgabe, das Selbstbewusstsein zu entwickeln, ein normaler Menschen zu sein. Hierfür sind die Erfahrungen beim Opa ein zentraler Verankerungspunkt.

Analysiert man auf diese Weise auch die weiteren Interviewpassagen, werden zunächst am Einzelfall die besonders schwer zu bewältigenden Belastungen, aber auch die erstaunlich elegant bewältigten deutlich, und es kann die spezifisch pädagogische Figuration der für eine gute Entwicklung be-

sonders bedeutsamen Ressourcen herausgearbeitet werden. Im Vergleich zahlreicher Fälle lassen sich darüber hinaus generalisierende Aussagen über das Zusammenspiel von Belastungen und Schutzfaktoren gewinnen. Daran sind wir bei der Entwicklung einer Theorie des Aufwachsens unter schwierigen Bedingungen besonders interessiert.

### 4.2 Kritische Lebensereignisse und Wendepunkt

Einige der von Matteo beschriebenen Veränderungen können als kritische Lebensereignisse codiert werden. Seine Aufnahme in die Pflegefamilie, in der er auch zum Zeitpunkt des Interviews noch lebte, wird mit Qualitäten eines Wendepunktes beschrieben. Matteo beschreibt im Heim den eskalationsträchtigen Beginn einer devianten Entwicklung (angefangen zu klauen und zu rauchen, Gras ausprobiert, handgreiflich geworden). Dann kommt der lang ersehnte Umzug in die Pflegefamilie. Er kannte die Familie und seine Pflegeeltern durch seine Schwester schon länger und hat das Gefühl, „als ob ich nach Hause gekommen wär". Die Verhältnisse ändern sich mit dem Umzug grundlegend: Immer wieder hervorgehoben wird das Gefühl, dass sich nun jemand um ihn kümmert, insbesondere, dass die Pflegeeltern sehr viel mit ihm gesprochen haben (was er genießt). Er erhält nun massive Unterstützung in der Schule, bekommt eine eigene Gitarre und die Pflegemutter (Matteo sagt: Mutter) erweist sich als große Künstlerin des pädagogischen Takts: Sie tastet sich vorsichtig vor, hat ein Gespür dafür, was sie ansprechen kann, hat ihm den Platz gelassen, sich zu entfalten, akzeptiert, dass der Junge fast drei Jahre braucht, um Körperkontakt bei Umarmungen richtig gut zuzulassen und einiges mehr. Die Wende besteht nicht nur in der radikalen Verbesserung der Sozialintegration – die deviante Entwicklung bleibt Episode, in der Schule geht es aufwärts bis zum erfolgreichen Abitur –, sondern im Wechsel an einen extrem entwicklungsfördernden Ort, in Matteos Worten – „dass meine Eltern [...] mich haben entwickeln lassen". Die Dimensionen des guten pädagogischen Ortes lassen sich so empirisch bestimmen: Eine nicht nur wohlwollende, sondern vermutlich liebevolle Atmosphäre, konkrete Anregungen und Unterstützung in wichtigen Lernfeldern (z.B. Schule, Gitarrenspiel); die Erwachsenen stellen sich auf das Tempo ein, das der Jugendliche zulassen kann, tragen Konflikte mit ihm aus, ohne die Beziehung in Frage zu stellen, eröffnen dem hinsichtlich von Anweisungen durch Erziehende sensibilisierten jungen Mann die Möglichkeit, Erziehung zuzulassen, in seinen Worten – „ich hab eigentlich [...] meinen Pflegeeltern die Erlaubnis gegeben, doch mir in bestimmten Punkten was zu sagen". So darf die Pflegemutter auch den jungen Erwachsenen ermahnen und ihn begrenzen, zum Beispiel wenn er sich zu viel vornimmt. Die Eltern reden viel mit ihm („so ne Art Gesprächstherapie"), und „viele Sachen sind dann auch [...] ja aus dem Unterbewussten ins Bewusstsein gerückt". Vom (relativ) sicheren Ort kann er zurückblicken und allmählich einen Zugang zu seinen Gefühlen und Erfahrungen finden. Das pädagogische Verständnis vom Wendepunkt richtet sich somit auf die Merkmale des

entwicklungsfördernden oder -behindernden Feldes, dem eine andauernde Richtungsänderung im Entwicklungsverlauf zuzuordnen ist.

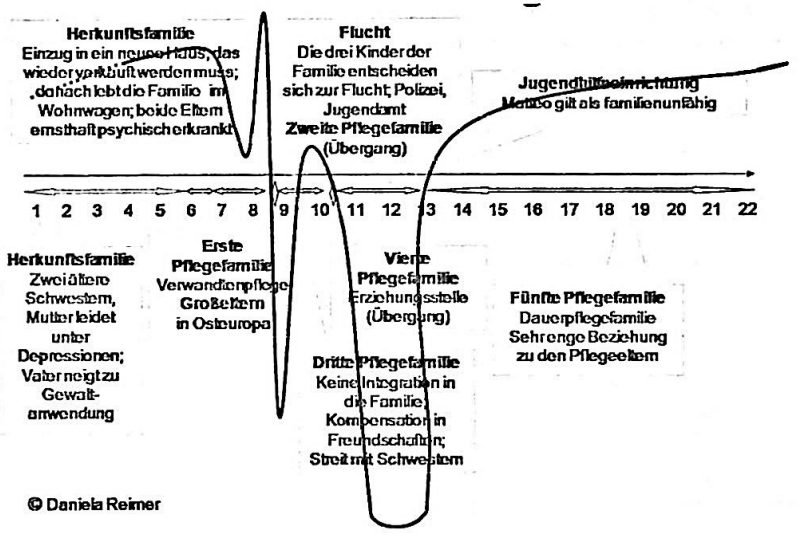
### 4.3 Kontrollgewinn und Kontrollverlust

Matteo entwickelt im Laufe seiner Kindheit eine hohe Kontrollüberzeugung: Er beschreibt Situationen, in denen er keinen oder kaum Einfluss auf die für ihn wichtigen Entscheidungen hatte, als sehr negativ und kritisiert die Personen, die ihn nicht beteiligten, – insbesondere die Mitarbeiterin des Jugendamtes – scharf. Die sozialpädagogischen Institutionen stehen bei ihm aufgrund seiner Erfahrungen im Verdacht des Machtmissbrauchs. Die – in Teilen recht diffus geführte – Debatte um Partizipation in der Jugendhilfe („auf gleicher Augenhöhe" u.Ä.) hat hier einen ernsten Kern: Kinder, die eine hohe Kontrollüberzeugung erworben haben, erleben den Anspruch der Erwachsenen, sie würden schon das Richtige für sie tun, als Provokation, wenn keine Vertrauensbeziehung besteht und kein kognitiver Zugang zur Entscheidung des Erwachsenen ermöglicht wird. Matteo ist hier durch die negativen Erfahrungen im Heim und mit der Jugendamtsmitarbeiterin für Maßnahmen sensibilisiert worden, die er als Übergriffe empfindet. Entsprechend heikel wird für ihn der Anspruch der Erwachsenen, ihn zu begrenzen. Die Pflegeeltern finden – wie oben skizziert – einen geradezu genialen Ausweg: Sie ermöglichen ihm, ihnen zu erlauben, ihn zu kontrollieren (in der Chiffre „dürfen mir was sagen"). Wir könnten dies als kontrollierte Fremdkontrolle bezeichnen. So erlebt er sich als Handlungszentrum und kann ohne Kränkungen akzeptieren, dass sich diese vertrauenswürdigen Menschen einmischen und er betont, dass das gut für ihn sei und seine Entwicklung fördere.

Wir haben über den Zeitstrahl eine Linie gezeichnet, die abbildet, wie hoch Matteo die Kontrolle über das eigene Leben in den jeweiligen Phasen explizit oder implizit beschreibt – siehe Abbildung 2. Die Phasen mit guten Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten werden bei ihm zugleich auch als die eher guten Zeiten beschrieben (die ersten Lebensjahre als Liebling des Vaters, beim Opa, in der letzten Pflegefamilie), die, in denen er sich den Verhältnissen ausgeliefert gefühlt hat, als die schlechten (instabile Situation im Niedergang der Familie, Zeit im Heim). In vielen Interviews beschreiben die ehemaligen Pflegekinder dramatische Erfahrungen von Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit. Dies löst nicht immer Empörung aus, sondern oft auch Resignation („so ist es eben, da kannst du nichts machen"). Einen guten pädagogischen Ort hingegen – so hat Michael Winkler (1988: 278f.) betont – muss das Subjekt, um an ihm leben (!) und sich entwickeln zu können, auch als Lebensbedingung kontrollieren können.

Diese interdependenten Prozesse und Muster von Entwicklung fördernden oder verhindernden Lebensbedingungen, Erfahrungen, Problemdefinitionen und Bewältigungsstrategien wollen wir in einer Folgestudie mit erheblich höherer Zahl an Interviews aufklären.

Abb. 2: Kontrollerfahrungen




Bereits jetzt finden wir übrigens in vielen Interviews eine Selbstbeschreibung der Pflegekinder als Menschen, die vorsichtig sind, ihre Gefühle zu zeigen und sich in unbekannten Situationen zu beschweren oder Änderungen zu fordern. Dies wird von mehreren Pflegekindern ausdrücklich als Schutzmechanismus beschrieben und in einer ihrer Gruppendiskussionen – unter anderem mit Matteo – als für sie typisch identifiziert. Auch die Genese dieses kollektiven Deutungsmusters soll analysiert werden. Dies wird erst dadurch möglich, dass auf pathologisierende Diagnosen verzichtet (ähnlich für die Psychiatrie: Bock 1998) und stattdessen, an hermeneutische Traditionen der Erziehungswissenschaft anknüpfend, der Sinn von Verhaltensweisen und Deutungsmustern als Strategien zur Bewältigung schwieriger Verhältnisse rekonstruiert wird.

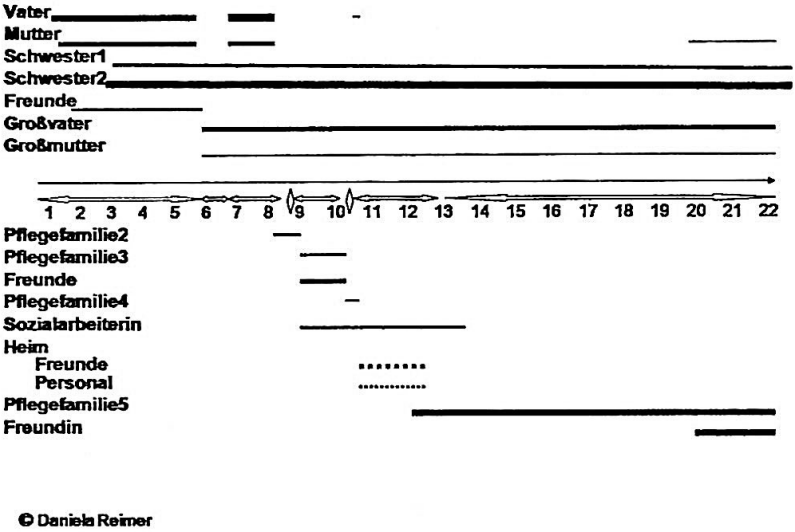
### 4.4 Netzwerkbeziehungen und Abhängigkeiten

Auf der Bühne von Matteos Lebensgeschichte treten die in der Grafik aufgeführten Menschen auf. Die Länge des Kontaktes wird synchron zum Zeitstrahl eingetragen. Die (zeitweise) besonders relevanten Beziehungen sind dick eingezeichnet. Den Opa z.B. lernt Matteo erst mit sechs Jahren kennen, als die Kinder zu ihm nach Ungarn gebracht werden; er hat auch später immer wieder telefonisch und brieflich Kontakt mit ihm, den er als hochrelevant kennzeichnet. Später, als junger Erwachsener, wird er seinen Opa auch wieder besuchen.

Am Beispiel des Kontaktes zur älteren Schwester können wir die Analyse illustrieren, die in ähnlicher Weise für alle Kontakte erfolgt. Vor allem die zu den Geschwistern sind nicht zuletzt darum interessant, weil es in Teilen des deutschen Pflegekinderwesens routinemäßig üblich ist, Geschwister-

kinder zu trennen. Gerechtfertigt wird das damit, dass dann die Integration in die neue Familie und die Distanzierung von den Beziehungsmustern der Herkunftsfamilie leichter gelänge (Nienstedt/Westermann 2007: 342-360). Für Matteo hätte eine solche Praxis erhebliche zusätzliche Belastungen hervorgebracht und wichtige Ressourcen entzogen.

Abb. 3: Netzwerk




© Daniela Reimer

Die gemeinsame Entscheidung zur Flucht aus der zugespitzten Situation mit den immer tiefer in die Krise geratenden Eltern im Hotel hatten wir bereits beschrieben. Hier war die ältere Schwester die Schlüsselperson („meine Schwester hat gesagt, jeder (..) kann seine Meinung ganz offen sagen").

Auch beim gelungenen Übergang in die Dauerpflegestelle erfüllte die Schwester eine wichtige Funktion – „das war dann wie so ne Art, wie so ne Brücke sag ich jetzt mal, [...] dass meine Schwester auch dann [...], wie soll ich sagen, das war einfach so, so ne Art Vermittler einfach, so ne Sicherheit die einfach da war". Zum einen war sie die Brücke, die überhaupt die Anbahnung des Pflegeverhältnisses gegen den Willen des Amtes und des Heimes ermöglichte, denn nur durch sie lernte er seine späteren Pflegeeltern kennen und entwickelte einen Kontakt, der schließlich zu den erfolgreichen Aktivitäten der Pflegeeltern führen konnte. Nachdem dies endlich durchgesetzt werden konnte, war aber auch der Wechsel an sich nicht einfach. In dieser Phase war die Schwester die wichtigste Ressource – sozusagen der Brückenkopf am anderen Ufer –; sie hat ihm die Orientierung erleichtert, die Angst reduziert und ihm die vorläufige Gewissheit vermittelt, dass er an einem guten Ort ist, was dann durch das eindrucksvolle Verhalten der Pflegeeltern auf dem langen Weg bestätigt wurde.

Die Bedeutung der Geschwisterbeziehungen wird noch in einer anderen Perspektive deutlich. Die Geschwister waren in den sich immer wieder zuspitzenden Krisen in der Herkunftsfamilie sehr aufeinander angewiesen. In der dritten Pflegefamilie kamen sie dann etwas zur Ruhe und – „dann wurd dann eigentlich so ham wir praktisch so das an Streit nachgeholt, was [...] ja eigentlich so normal is unter Geschwistern, [...] es war jetzt nicht so, dass es eskaliert [...] ist oder so, oder dass wir uns geschlagen ham, aber es wurd dann auch schon mal laut". Hier waren sie nicht mehr so als Notgemeinschaft aufeinander angewiesen wie zuvor, die gegenseitige Abhängigkeit nahm ab und sie konnten sich den Streit untereinander leisten. Solche Veränderungen der Machtbalancen gab es an vielen Stellen. Als besonders unangenehm empfand Matteo die Abhängigkeit von der Jugendamtsmitarbeiterin („sie hat eigentlich (..) so sehr ihre Macht spielen lassen"). Emotional war er von ihr unabhängig, aber sie konnte den Wechsel in die Pflegefamilie blockieren – bis der Vormundschaftsrichter anders entschied. Die Abhängigkeit von den Pflegeeltern war wesentlich größer, aber sie wurde nicht als Problem empfunden. Ihr takt- und verständnisvoller Umgang machte es ihm ziemlich leicht, ihren Überhang zu akzeptieren und Sicherheit daraus zu gewinnen.

Interessant ist auch die Beziehung zur Psychologin im Heim. Zu ihr ging er gerne; er konnte „künstlerische Sachen machen", die ihm sehr gut gefallen haben. Aber ihre Diagnose, er sei familienuntauglich, erlebte er als Verrat. Das beschäftigte ihn intensiv. Sie war eine wichtige Person für ihn, ragte positiv aus der Gruppe der anderen Mitarbeiter im Heim heraus, aber daraus entstand dann in der Verratssituation auch die besondere Verletzung. Die Abhängigkeit von einem andern Menschen erlebte er als Gefahrenquelle: So wird man verletzbar.

In einem erwachsenenzentrischen Blick auf das, was für ein Kind wichtig ist, werden die Beziehungen zu Gleichaltrigen und Freunden, wie auch das Gewicht der Geschwisterbeziehungen, oft kaum wahrgenommen (anders: Timberlake/Hamlin 1982). Matteo allerdings beschreibt den Verlust von Freunden bei den vielen Ortswechseln als bedeutsam. In der dritten Pflegefamilie, in der die Geschwister theoretisch versucht haben, sich zu integrieren, aber es praktisch anders aussah, werden für den Jungen die Freunde zu einem wichtigen Ausgleich; das betont er an mehreren Stellen. So gelingt es ihm, mit den Freunden einen Ausgleich zu den Erfahrungen in der Pflegefamilie zu finden. Als sie dann in die nächste Pflegefamilie kommen, wird als einziger Verlust der Abschied von den Freunden („sehr schade") beschrieben. Auch im Heim beklagt er, dass ihm verboten wurde, den Kontakt zu den alten Freunden aufzunehmen. Hier wird auch wieder die Relation zwischen Belastungen und Ressourcen deutlich: Die Erfahrung, in der Pflegefamilie nicht richtig akzeptiert zu werden, wurde erträglicher durch die Freunde in der Nachbarschaft, mit denen er viel Zeit verbrachte. Das Heim verhinderte den Zugang zu den alten Freunden und erhöhte die Abhängig-

keit von den Beziehungen im Heim und produziert als Nebenwirkung die Verbitterung über den Verlust.

## 5. *Konsequenzen*

### 5.1 ... für professionelle Soziale Dienste

Auch wenn erziehungswissenschaftliche Forschung nicht zwingend auf eine Verbesserung der sozialpädagogischen Praxis ausgerichtet sein muss, erscheint es uns doch sinnvoll, Qualitätskriterien auf der Basis von empirischen Forschungsergebnissen zu entwickeln, insbesondere da wir vorher für eine realistische Wende geworben haben. Wie das geht, soll am Beispiel der Biografie von Matteo illustriert werden.

Einige zusätzliche Belastungen entstehen unmittelbar aus der Praxis der Sozialen Dienste. Wenn die Unterbringung in einer – wie Matteo sie nennt – „Übergangspflegefamilie" nach der Flucht der Kinder zur Polizei noch plausibel ist, kommt es zu den nächsten beiden Stationen doch eher durch freie Improvisation: Erst eine Pflegefamilie, die mit den Kindern überfordert ist – in Matteos Lesart – „die waren einfach nur froh, dass sie [...] eine Pflegefamilie gefunden haben", dann in eine Pflegefamilie, in der die Kinder gerne geblieben wären, die aber zu einer freikirchlichen Gemeinde gehörte und deswegen beim Jugendamt – so Matteos Überzeugung – nicht so gerne gesehen war, so kommt er dann ins Heim. Das ist das Gegenteil von kontinuitätssichernder Planung (Salgo 1987), die nach allem, was wir über gute Entwicklungschancen (nicht nur) aus der Bindungstheorie wissen, hoch relevant ist (Anderson et. al. 1981; Zenz 2001). Für Matteo hingegen werden innerhalb von drei Jahren vier Stationen produziert, um dann in der vierten Station seine Familienuntauglichkeit zu diagnostizieren. Auch wenn man den Diensten kaum vorhalten kann, sie hätten nicht vieles getan, um dieses Ziel zu erreichen, ist das Niveau der Diagnose doch grundsätzlich zweifelhaft. Es geht nicht nur darum, dass Matteo dann bis heute fast 10 Jahre lang und offensichtlich hervorragend integriert in der Pflegefamilie lebt, die er sich selbst gesucht hat, sondern der Code selber ist ungeeignet. Statt über die Frage nachzudenken, welche Merkmale die Familie haben sollte, die den 13jährigen aufnehmen und gut betreuen kann, wird ein stabiles Merkmal der Person Matteo so konstruiert, dass es sinnlos erscheint, den Wunsch des Jungen und der aufnahmebereiten Familie zu prüfen. Die anspruchsvolle sozialpädagogische Aufgabe, nämlich eine Passung zwischen Kind und Betreuungssetting herzustellen (vgl. Wolf 2007b), wird so umgangen. Für die Profession wird es dann richtig peinlich, wenn der Richter den sozialpädagogischen Fachkräften erklären muss, welchen Stellenwert die kongruenten Wünsche des Jungen, seiner Schwester und der Pflegeeltern haben. Wir haben skizziert, welche Belastungen für Matteo durch die vielen Ortswechsel entstanden sind (Beziehungsabbrüche, insbesondere der Verlust der Freunde, Umschulung) und wie riskant die Lage in der letzten Zeit im Heim war. Stellt man eine Bilanz auf, welche vermeidbaren Be-

lastungen durch das Handeln der Sozialen Dienste entstanden sind und welche Ressourcen zusätzlich angeboten wurden, erscheint das Ergebnis negativ. Der zentrale positive Wendepunkt musste gegen die Dienste durchgesetzt werden.

*Im Einzelnen hätten folgende Merkmale zu einem entwicklungsfördernden Umgang beigetragen:*

a) Vermeidung von Ortswechseln durch sorgfältige, langfristige wie auch kontinuitätssichernde Planung,

b) Partizipation der Kinder an den sie betreffenden Entscheidungen, d.h. in diesem Fall, ihnen zumindest zuzuhören, sie an den Besprechungen zu beteiligen, Entscheidungen transparent zu machen bzw. zu begründen und

c) auf der Basis des Wissens über die Wünsche und Befürchtungen der Kinder ein passendes Betreuungsarrangement herzustellen.

### 5.2 ... für die Forschung zum Aufwachsen von Pflegekindern

Der hier vorgeschlagene Weg der Forschung zum Aufwachsen von Pflegekindern als Teil der Forschung zum Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen soll zum Abschluss in seinen wesentlichen Elementen zusammengefasst werden.

Wir halten es für sinnvoll, das Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen durch eine Analyse der Belastungs-Ressourcen-Balance fortzusetzen. Diese Untersuchungen knüpfen an die Forschung von Hildenbrand und Gehres an. Auch für einen erziehungswissenschaftlichen Zugang eröffnet die Rekonstruktion von Fallverläufen den zentralen Zugang zum Verständnis der Prozesse, die die Lösung von Entwicklungsaufgaben und die Bewältigung von Problemen unter Bedingungen eines rough starts stark beeinflussen. Damit erscheint die rekonstruktive Sozialpädagogik (Jacob/Wensierski 1997) als Verankerungspunkt.

Die Rekonstruktion erfolgt aus der Perspektive der AdressatInnen, insbesondere aus ihrem Erleben von Belastungen und der Relevanz von Ressourcen. Wenn Lernen und Entwicklung Eigenleistungen des Subjekts sind, das hierfür auf Lernhilfen im engeren und dem Arrangement eines entwicklungsfördernden Lernfeldes im weiteren Sinne angewiesen ist, wird die Nutzung der Lernchancen erst durch ihre Wahrnehmung intensiv möglich – mit Prange (2005): im Sehen, das durch das Zeigen angeregt wurde. Auch insofern bringt die rekonstruierte Wahrnehmung der Erziehungssubjekte besonders relevante Daten zur Frage hervor, in welchen Figurationen von Belastungen und Ressourcen besonders günstige oder ungünstige Entwicklungsbedingungen entstehen. Sowohl Ohnmachts- und Leidenserfahrungen, der Verlust von wichtigen Netzwerkbeziehungen wie auch die Relevanz von Ressourcen kann nur aus Daten rekonstruiert werden, die die Perspek-

tive der Pflegekinder enthalten. So kann dieser Zugang auch den Diskursen um Nutzer- und Adressatenorientierung zugeordnet werden (Oelerich/Schaarschuch 2005; Bitzan 2006), hier allerdings mit einer starken Ausrichtung auf Entwicklungs- und Lernprozesse.

Außerdem beziehen wir uns – wie am Anfang dargestellt – auf die erziehungswissenschaftliche Biografieforschung. Ausgehend von einem tätigkeitsorientierten Menschenbild (Roer/Maurer-Hein 2004), werden die Lern- und Entwicklungsprozesse – eingebettet in lange biografische Entwicklungslinien – untersucht. Erst in dieser Perspektive wird deutlich, welche Erfahrungen und Ressourcen sich auch auf Dauer als anschlussfähig erweisen. Denn eine erziehungswissenschaftlich fundierte Analyse von Lernfeldern kann sich nicht mit den kurzfristigen (Lern-)Effekten begnügen, sondern muss die langfristigen Folgen, die es den Menschen ermöglichen, zu ihrer Form zu kommen, oder – postmoderner gesprochen – die Folgen für ihre späteren Optionen in den Blick nehmen. Wir folgen Mollenhauer (1998: 36f.) in der Aufforderung an eine spezifisch sozialpädagogische Forschung, insbesondere Normalisierungsbalancen zu untersuchen. Viele alltagstheoretische Konstruktionen unserer Interviewpartner können als Versuche interpretiert werden, die erlebten Normalitätsbrüche mit Renormalisierungsstrategien zu beantworten. Ihre Versuche, subjektive Normalitätsbalancen und Identitätskonstruktionen zu basteln, finden in einem Spannungsfeld von öffentlichen und privaten Normalitätsentwürfen statt (Mollenhauer 1998). Sie verwenden Elemente öffentlicher Normalitätsvorstellungen und bauen sie in ihre subjektiven Erklärungssysteme ein – oft am Rande des Misslingens, z.B. als Kinder psychisch kranker Eltern oder als Töchter, deren Mutter ihre Kinder weggegeben hat. In der narrativ-biografischen Fallrekonstruktion kann das Zusammenspiel von Prozessen biografischer Arbeit durch Individuen und die biografische Strukturierung durch die Etablierung biografischer Muster durch Institutionen herausgearbeitet werden (Fischer 2004: 67).

Schließlich plädieren wir dafür, die Organisation und Strukturen im Pflegekinderwesen auf der Basis von empirischen erziehungswissenschaftlichen Forschungsergebnissen zu diskutieren, zu bewerten und zu entscheiden. Wie aus den biografischen Interviews Qualitätskriterien gewonnen werden können, haben wir illustriert.

Die bisherige Untersuchung umfasst 14 ausführliche Einzelinterviews und Gruppendiskussionen. Um typische entwicklungsfördernde oder blockierende Figurationen von Belastungs-Ressourcen-Balancen beschreiben und analysieren zu können, ist die Synthese von deutlich mehr Fällen notwendig. Wir planen eine Anschlussstudie mit ca. 50 weiteren Interviews. Auf dieser Basis – so unsere Erwartung – können komplexe Modelle von interdependenten Einflussfaktoren konstruiert werden, die insbesondere auch das Zusammenspiel von individueller Entwicklung und institutionalisierter

Strukturierung der Entwicklungsverläufe – hier insbesondere durch Institutionen Sozialer Arbeit – erfassen.

## *Literatur*


Abbott, A. (1997): On the Concept of Turning Point. In: Mjöset, L./Engelstad, F./Brockmann, G. (Hrsg.): Comparative Social Research 16. Grunwich/London, S. 85-105.

Anderson, C.W./Nagle, J.N./Roberts, W.A./Smith, J.W. (1981): Attachment to Substitute Caregivers as a Function of Center Quality and Caregivers Involvement. Child Development 52, S. 53-61.

Badawia, T./Luckas, H./Müller, H. (2006): Das Soziale gestalten. Über Mögliches und Unmögliches der Sozialpädagogik. Wiesbaden.

Bauman, Z. (1995): Vom Pilger zum Touristen – Postmoderne Identitätsprojekte. In: Keupp, H. (Hrsg.): Der Mensch als soziales Wesen. Sozialpsychologisches Denken im 20. Jahrhundert. München.

Bitzan, M. (Hrsg.) (2006): Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe. Weinheim.

Blandow, J. (1999): Versorgungseffizienz im Pflegekinderwesen. In: Colla, H. et. al. (Hrsg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Handbook Residential and Foster Care in Europe. Neuwied/Kriftel, S. 757-772.

Blandow, J. (2004): Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim/München.

Blandow, J./Gintzel, U./Hansbauer, P. (1999): Partizipation als Qualitätsmerkmal in der Heimerziehung. Münster.

Bock, T. (1992): Zur Selbstverständlichkeit psychischer Erkrankungen – Argumente für eine anthropologische Sicht. In: Bock, T./Weigand, H. (Hrsg.): Hand-werks-buch Psychiatrie. 2. Aufl. Bonn, S. 30-41.

Böttger, A. (2001): „Da haben wir richtig Mist gemacht." Zu Beginn und Ende „devianter Sequenzen" in den Lebensgeschichten Jugendlicher. In: Sackmann, R./Wingens, M. (Hrsg.): Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf. Weinheim, S. 51–75.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (2002): Hilfen zur Erziehung in Pflegefamilien und in familienähnlichen Formen. Würzburg.

Clause, J.A. (1995): Gender, Contexts and Turning Points in Adults' Lives. In: Moen, P./Elder, G./Lüscher, K. (Hrsg.): Examining Lives in Context. Washington, S. 365-389.

Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.) (1987): Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. München.

Deutsches Jugendinstitut (DJI) (2007): Abschlussbericht Explorationsphase. Unter: http:// www.dji.de/pkh/pkh_projektbericht_exploration.pdf

Dollinger, B. (2007): Reflexive Professionalität. Analytische und normative Perspektiven sozialpädagogischer Selbstvergewisserung. In: Neue Praxis 37, S. 136-151.

Erzberger, C. (2003): Strukturen der Vollzeitpflege in Niedersachsen. Bremen.

Filipp, S.H. (Hrsg.) (1995): Kritische Lebensereignisse. Weinheim.

Finkel, M. (2004): Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biografischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim.

Fischer, W. (2004): Fallkonstruktion im professionellen Kontext. In: Hanses, A. (Hrsg.): Biografie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler.
Flammer, A. (1990): Erfahrung der eigenen Wirklichkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern.
Friedlmayer, S.: Partizipation von Pflegekindern. Systemspiel – Ergebnisse. hrsg. vom Amt für Jugend und Familie Wien.
Gabriel, T. (2005): Resilienz – Kritik und Perspektiven. In: Zeitschrift für Pädagogik 51, S. 207-219.
Gehres, W. (2005): Jenseits von Ersatz und Ergänzung: Die Pflegefamilie als eine andere Familie. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 3, S. 246–271.
Gehres, W./Hildenbrand, B. (2008): Öffentliche Sozialisation. Aufwachsen in Pflegeverhältnissen. Wiesbaden.
Glinka, H.-J. (2001): Biographie. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Kriftel, S. 207–220.
Goffman, E. (1991): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 7. Aufl. Frankfurt/M.
Hanses, A. (2004): Einleitung. In: Hanses, A. (Hrsg.): Biografie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler, S. 1-5.
Hitzler, R./Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt/M., S. 307-315.
Jakob, G./v. Wensierski, H.-J. (Hrsg.) (1997): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim.
Keil, A. (2002): Zur Leibhaftigkeit menschlicher Existenz. In: Alheit, P./Dausien, B./Fischer-Rosenthal, W. (Hrsg.): Biografie und Leib. 2. Aufl. Gießen, S. 73-88.
Keupp, H./Röhrle, B. (Hrsg.) (1987): Soziale Netzwerke. Frankfurt/M./New York.
Keupp, H. (1999): Die Hoffnung auf den Körper. Jugendliche Lebensbewältigung als riskante Chance. In: Becker, P./Koch, J. (Hrsg.): Was ist normal? Normalitätskonstruktion in Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Weinheim/München. S. 47–62.
Klatetzki, T. (2005): Professionelle Arbeit und kollegiale Organisation. Eine symbolisch interpretative Perspektive. In: Klatetzki, T./Tacke, V. (Hrsg.): Organisation und Profession. Wiesbaden, S. 253-283.
Kötter, S. (1994/1997): Besuchskontakte in Pflegefamilien – Das Beziehungsdreieck „Pflegefamilie – Pflegekind – Herkunftseltern". Regensburg.
Lambers, H. (1996): Heimerziehung als kritisches Lebensereignis. Eine empirische Längsschnittuntersuchung über Hilfeverläufe im Heim aus systemischer Sicht. Münster.
Loch, W. (2006): Der Lebenslauf als anthropologischer Grundbegriff einer biografischen Erziehungstheorie. In: Krüger, H.H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 71-90.
Ludwig, P.H. (1999): Ermutigung. Optimierung von Lernprozessen durch Zuversichtssteigerung. Opladen.

Marotzki, W. (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften. Weinheim.
Mollenhauer, K. (1998): „Sozialpädagogische" Forschung. Eine thematisch-theoretische Skizze. In: Rauschenbach, T./Thole, W. (Hrsg.): Sozialpädagogische Forschung. Gegenstand und Funktionen, Bereiche und Methoden. Weinheim/München.
Müller-Schlotmann, R. (1998): Integration vernachlässigter und misshandelter Kinder in Pflegefamilien. Eine Handreichung für Jugendämter, Beratungsstellen und Pflegeeltern. Regensburg.
Nestmann, F. (1988): Die alltäglichen Helfer. Berlin/New York.
Nestmann, F./Hurrelmann, K. (1994): Child and Adolescent Research as a Challenge and Opportunity for Social Support Theory, Measurement and Intervention. In: Nestmann, F./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Social Networks and Social Support in Childhood and Adolescence. Berlin/New York, S. 1-20.
Nienstedt, M./Westermann A. (1992): Pflegekinder. Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Pflegekindern. 3. Aufl. Münster.
Nienstedt, M./Westermann A. (2007): Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen. Stuttgart.
Normann, E. (2003): Erziehungshilfen in biografischen Reflexionen. Heimkinder erinnern sich. Weinheim.
Nowacki, K./Ertmer, H. (2002): 15 Jahre Vermittlung von Pflegekindern durch den Pflegekinderdienst der Stadt Herten. Studie zur Qualitätsentwicklung. hrsg. von der Stadt Herten.
Nowacki, K. (2007): Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim. Bindungsrepräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen. Hamburg.
Oelerich, G./Schaarschuch, A. (Hrsg.) (2005): Soziale Dienstleistungen aus Nutzersicht. Zum Gebrauchswert sozialer Arbeit. München.
Prange, K. (2005): Die Zeigestruktur der Erziehung. Grundriss der operativen Pädagogik. Paderborn u.a.
Reimer, D.: Literatur zum Pflegekinderwesen.
(http://www2.uni-siegen.de/~wolf/wissarbeiten/Lit_Pflegekinder.pdf) .
Reimer, D. (2008): Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen – Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. Universität Siegen – ZPE-Schriftenreihe.
Roer, D./Maurer-Hein, R. (2004): Biographie-Arbeit – theoretische Grundlegungen und praktische Perspektiven für die Soziale Arbeit. In: Hanses, A. (Hrsg.): Biografie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler, S. 47-61.
Sackmann, R./Wingens, M. (2001): Theoretische Konzepte des Lebenslaufs: Übergang, Sequenz und Verlauf. In: Sackmann, R./Wingens, M. (Hrsg.): Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf. Weinheim, S. 17–48.
Salgo, L. (1987) : Pflegekindschaft und Staatsintervention. Darmstadt.
Schleiffer, R. (2006): Die Pflegefamilie: eine sichere Basis? Über Bindungsbeziehungen in Pflegefamilien. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 4, S. 226-252.

Schulze, T. (2006): Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft – Gegenstandsbereich und Bedeutung. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden.
Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, S. 283-293.
Schütze, F. (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Wiesbaden, S. 203-237.
Stiftung Zum Wohl des Pflegekindes (Hrsg.) (2005): Kontakte zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie. Idstein.
Stiftung Zum Wohl des Pflegekindes (Hrsg.) (2006): Bindung und Trauma – Konsequenzen in der Arbeit für Pflegekinder. Tagungsdokumentation der 16. Jahrestagung der Stiftung zum Wohl des Pflegekindes am 30. Mai 2005 in Magdeburg. Idstein.
Timberlake, E.M./Hamlin, E.R. (1982): The sibling group: A neglected dimension of placemant. In: Child Welfare 61, S. 545-552.
Wagner, H.-J./Oevermann, U. (2001): Objektive Hermeneutik und Bildung des Subjekts. Mit einem Text von Ulrich Oevermann „Die Philosophie von Charles Sanders Peirce als Philosophie der Krise". 1. Aufl. Weilerswist.
Westermann, A. (1996): Wie das Kind aus dem Blick gerät. In: Stiftung Zum Wohl des Pflegekindes (Hrsg.): 5 Jahre KJHG aus der Sicht des Pflegekinderwesens. Idstein, S. 196-213.
Winkler, M. (1988): Eine Theorie der Sozialpädagogik. Stuttgart.
Wolf, K. (1999): Machtprozesse in der Heimerziehung. Münster.
Wolf, K. (2001): Ermutigung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Jugendhilfe 39, S. 206-211.
Wolf, K. (2006): Modernisierung des Pflegekinderwesens? In: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe 1, S. 396-398.
Wolf, K. (2007): Zur Notwendigkeit des Machtüberhangs in der Erziehung. In: Kraus, B./Krieger, W. (Hrsg.): Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage, S. 93-128.
Wolf, K. (2007a): Die Belastungs-Ressourcen-Balance. In: Kruse, E./Tegeler, E. (Hrsg.): Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Opladen/Farmington Hills, S. 281-292.
Wolf, K. (2007b): Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen" Faktoren aus Nutzersicht. Bd. 4, ISA-Schriftenreihe. Münster.
Zenz, G. (2001) Zur Bedeutung der Erkenntnisse von Entwicklungspsychologie und Bindungsforschung für die Arbeit mit Pflegekindern. In: Stiftung „Zum Wohl des Pflegekindes" (Hrsg.), S. 22-35.

Klaus Wolf, Jg. 1954, Dr.phil., Dipl.Soz.Päd., ist Professor für Sozialpädagogik an der Universität Siegen im Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie. Forschungsschwerpunkte: Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen, Sozialpädagogische Interventionen am Beispiel von Heimerziehung, Pflegefamilien und hochbelasteten Familien.

Letzte wichtige Veröffentlichungen: Wolf, K. (2007): Zur Notwendigkeit des Machtüberhangs in der Erziehung. In: Kraus, B./Krieger, W. (Hrsg.): Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage: Jacobs Verlag.

Daniela Reimer, Jg. 1981, Dipl.Päd., Dipl. Sozialarbeiterin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Foster Care Research" und in der Pilotstudie zum Aufwachsen in Pflegefamilien aus der Perspektive der Pflegekinder an der Universität Siegen. Forschungsschwerpunkte: Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung und Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen.

Letzte wichtige Veröffentlichung: Reimer, D. (2008): Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen – Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. Universität Siegen – ZPE-Schriftenreihe.

Anschriften der Autoren

Prof. Dr. Klaus Wolf, Universität Siegen, Fachbereich 2 Erziehungswissenschaft und Psychologie, Adolph-Reichwein-Straße 2, 57068 Siegen
E-Mail: klaus.wolf@uni-siegen.de

Daniela Reimer, ZPE der Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57076 Siegen
E-Mail: daniela.reimer@uni-siegen.de